

Mücket Geheimnisse.

Von Elje Krafft.
Wer von allen Gevatteren,
Blond und braun, und groß und klein,
Sitt nicht sein Geheimnisse?
In des Herzens tiefem Schrein?
Bielelei ist dein verborgen,
Sünder Dinge — hinterbunt,
Reichheit heute, Torheit morgen,
Ganz genau wird's feinem kund.
Und es drückt und plagt gewaltig,
Wenn der Vorrat wird zu groß,
Und man hat nicht eher Ruhe,
Als man glücklich ein Teil los.
Und man flüchtet, und man tuschelt
In der Freundin willig Ohr,
Was ihr süßen Gevatter,
Sicht euch bloß dabei recht vor!

Die Wette.

Wir saßen auf der Terrasse unseres
Hôtels in Trouville bei einer guten
Zigarette und einer guten Flasche
Wein und plauderten.

Wir waren lauter Junggesellen und
jeder gab zum besten, warum er nicht
in den Stand der heiligen Ehe getre-
ten war. Als die Reihe an Georges
Moineau kam, einem hübschen, schlän-
ken Herrn in den vierziger Jahren,
lauschte jeder mit doppeltem Interesse.
„Warum ich nicht geheiratet habe?“
sagte er. „Einer Wette wegen nicht!“

„Einer Wette wegen? ...“
„Ja, einer Hinderei wegen, wenn
Sie wollen. Die Geschichte ist wieder
aufregend noch dramatisch; es ist eine
ganz gewöhnliche alltägliche Geschichte.
Wenn es Sie nicht langweilt, so will
ich sie Ihnen erzählen.“

Die Gläser wurden wieder gefüllt
und Georges Moineau begann:
„Sie wissen, daß in Frankreich
nichts leichter ist, als eingeperrt zu
werden — wenn man ein Ehrenmann
ist! ... Es gibt tausend Mittel, aber
eins kann ich Ihnen empfehlen, ich
habe es nämlich erprobt.“

„Ich hatte eines Tages behauptet,
um mich gefangen nehmen zu lassen,
genügte es, wenn ich in dem Stadt-
viertel, in welchem ich wohnte, meine
ganzen Einkäufe mit 50-Centime-
stücken bezahlen würde. Mein Freund
Dupont wollte es nicht glauben, und
ich wette mit ihm um einen Korb
Champagner und ein außerordentlich
Supper, daß ich binnen 14 Tagen
Bekanntschaft mit der Polizei gemacht
hätte.“

Nachdem die Wette von beiden Sei-
ten angenommen war, fuhr ich nach
der Bank de France und ließ mir für
fünf Hundertfrankstücke 50-Centime-
stücke geben. Ich erhielt tausend Stück.
Sie waren neu und glänzend, und da
am anderen Tage Ultimo war, und
ich Miete zu zahlen hatte, gab ich der
Portierfrau die Miete von 90 Frank in
50-Centimestücken.

Die würdige Frau glaubte ihren
Augen nicht zu trauen und rief:
„So viel kleines Geld!“

Dann setzte sie ihre Brille auf und
bestaunte jedes Stück einzeln.
„Aber wirklich, es ist ganz neues
Geld.“

„Ich machte ein etwas verlegenes
Gesicht und sagte:
„Nicht doch, Frau Didanour, glau-
ben Sie wirklich, daß es ganz neu
ist?“

„Wenn Sie daran zweifeln, legen
Sie eine Brille auf,“ antwortete mir
die Frau.

In diesem Augenblick trat die
größte Klaffbäse unserer Gegend in
die Portierloge, und die Portierfrau
rief sie heran und fragte:
„Sehen Sie doch mal, Frau Batou,
glauben Sie, daß diese Geldstücke
schon gebraucht sind?“

„Gewiß nicht,“ bestätigte diese.
„Wo haben Sie sie her?“

„Der Herr hat mir seine Miete da-
mit bezahlt!“

Frau Batou sah mich mißtrauisch
von der Seite an:
„Haben Sie noch mehr davon?“

„Ich öffnete meine Börse und zeigte
Ihr bereitwillig die anderen.“

„Himmel!“, riefen beide Frauen
und schlugen vor Verwunderung die
Hände zusammen.

Und Frau Batou fügte mit einem
durchbohrenden Blick auf mich hinzu:
„So viele! Das ist unmöglich.
Sie fabrizieren sie wohl!“

Bei diesen Worten versuchte ich ein
etwas verlegenes Gesicht zu machen,
sprach noch einige Worte und verließ
schnell die Loge. Als ich die Tür zu-
machte, hörte ich, wie Frau Batou zu
meiner Portierfrau sagte:
„Haben Sie nichts gemerkt? ...
Er sah so sonderbar aus! — Da steht
was hinter! ...“

Ich lächelte über den ersten guten
Erfolg und begab mich zu meiner
Gründerin, der ich achtzehn Frank
Schulde. Ich legte ihr 36 Geldstücke
auf den Ladentisch. Die Frau dachte
an nichts Böses, sie ist eine brave
Person, und rief frohlich:
„Oh, die schönen blauen Geld-
stücke! ... Es wird mir schwer wer-
den, sie an meine Kunden weiterzu-
geben.“

„Ich antwortete ihr:
„Wenn Sie mehr haben wollen, so
wolle ich sie Ihnen zur Verfügung.
Mein Montaggehalt ist mir nämlich
in 50-Centimestücken ausbezahlt, ich
möchte sie gern los werden!“

Als ich diese Worte sprach, kam
Frau Batou gerade in den Laden.
Sie konnte ihre Erregung beim An-
blick des blauen Geldes kaum bewei-
sern. Ihre Rosenlippen bebten, und
sie schien die Zeit nicht abwarten zu
können, bis ich ging. Ich grüßte eilig
und verließ das Geschäft.

Darauf bezahlte ich meine Rech-
nung von 42 Frank bei meinem
Schlächter, ebenfalls mit blanken
Geldstücken. Dieser freute sich und er-
klärte:
„Ich habe es sehr gern, wenn meine
Kunden mich mit kleinem Geld bezah-
len!“

„Obwohl ich nicht danach gefragt
war, erzählte ich ihm, daß ich einem
meiner Freunde den Gefallen täte,
das Kleingeld unterzubringen.“

„Denken Sie sich,“ sagte ich, „mein
Freund hat einen Bekannten verlor,
der ihm 1500 Frank schuldig war,
und aus Rache hat dieser ihm die
ganze Schuld in 50-Centimestücken
ausbezahlt! ... Mein Freund hat
sich natürlich nicht darüber beklagt; er
war froh, daß er sein Geld überhaupt
bekommen hat.“

„Als ich ins Café ging, bemerkte ich,
daß Frau Batou sich zum Schlächter
schickte. Jetzt wußte ich, daß meine
Sache in den besten Händen war, und
ich werde nachher sehen, daß ich
mich nicht täuschte.“

Der Cafetier war so liebenswür-
dig, mir die 50 Francs abzunehmen,
in einem offenen Geschäft kann man
ja kleines Geld immer brauchen.

Die Mittagszeit näherte sich und
ich ging nach Hause. Als ich bei mei-
nem Schlächter vorbeikam, bemerkte
ich, wie er mich mit einem ganz be-
sondern Blick streifte. Auch die
Gründerin, die in der Tür stand,
machte ein abweisendes Gesicht, als ich
sie grüßte.

„Hui! Hu! dachte ich, jetzt geht's
los! Und ich hatte mich nicht geirrt.
Bald war im ganzen Hause nur eine
Stimme: Das Geld mußte falsch
sein!“

Als ich am anderen Morgen zu mei-
nem Friseur und Schuhmacher kam
und mit blankem Gelde bezahlte,
waren diese nicht erstaunt. Es schien
also auch schon in der Nachbarschaft
bekannt zu sein, daß ich nur neues
Geld hatte. Mit unbekanntem
Namen nahmen sie das Geld in Em-
pfang. Innerlich frohlodete ich, die
Sache war im besten Gange; ich
würde die Wette gewinnen.

Am dritten Tage fand ich unter
meiner Post eine anonyme Karte, auf
welcher man mich in größtmöglicher
Weise darauf aufmerksam machte,
daß, wenn man falsches Geld in
Umlauf setzte, man mit Zuchthaus
bestraft würde, und auf meine Korri-
dortür hatte man mit Kreide „Falsch-
münzer“ geschrieben.

Auch in den folgenden Tagen be-
merkte ich nur blante Geldstücke bei
meinen Einkäufen. Wenn ich durch
die Straße ging, stellten meine Liefe-
ranten die Köpfe zusammen. Sobald
ich jedoch in ihrer Nähe war, ver-
stummten sie. Ich wußte aber mit
Bestimmtheit, daß sie, sobald ich vor-
bei, wieder loslatschen würden.

Als ich, es war, glaube ich, der
fünfte Tag, in einen Omnibus stieg,
folgte mir ein Herr mit einer Brille,
der mich ostentativ beobachtete. Als
ich ausstieg, stieg er auch aus. Auch
ins Café folgte er mir. Da wußte ich,
daß man mich überwachen ließ.

Es dauerte gar nicht lange, meine
Herrn, da bekam ich vom Polizei-
bureau die Aufforderung, mich zu ei-
ner Vernehmung dort einzufinden.
Da ich aber gerade an dem Morgen
bei meinem zukünftigen Schwieger-
vater in Saint-Denis zum Früh-
stück erwartet wurde, machte ich mich
auf den Weg zum Bahnhof, um den
Zug 11 Uhr 5 noch zu erreichen. Im
Begriff, in ein Abteil zweiter Klasse
zu steigen, wurde ich von vier starken
Händen zurückgezogen. Zwei gehör-
ten dem Mann mit der Brille, der
mich den ganzen Tag beobachtet hatte.
All mein Reden half nichts, ich mußte
mit zur Wache. Das hatte ich nun
nicht gewollt, daß es soweit kam, aber
was sollte ich machen, es blieb mir
nichts anderes übrig als mitzugehen.

Der Kommissär war ein jovialer
Mann. Er nannte mich „altes Haus“
und freute sich richtig, daß man mich
noch zur rechten Zeit erwischt hatte,
bevor ich hätte ins Ausland entflie-
hen können.

Ich machte ihm klar, daß ich nach
Saint-Denis zu meinem Schwieger-
vater wollte und daß auch mein Bil-
lett dahin lautete. Aber der Mann
ließ sich nicht überzeugen.

Als die Sache anging, mit lang-
weilig zu werden, entschloß ich mich,
zu beklagen, und ich gestand die Wahr-
heit ... Eine Wette? — Was für
eine verrückte Idee. Ein Kommissär
geriet in Zorn und fragte mich, ob
ich mich über ihn lustig machen wollte.
Um mir zu zeigen, wie er meine
Worte auffaßte, befahl er, Haus-
suchung bei mir zu halten.

Unterdessen hatte es sich in meiner
Gegend schon herumgesprochen, daß
ich arretiert worden war, und als ich
mit den Beamten bei meiner Woh-
nung ankam, war alles in Aufregung.
Die Leute hätten mich am liebsten ge-
lächelt.

Räuslich fand man in meiner
Wohnung nicht die geringsten An-
haltspunkte, obwohl man die Wände
abdrückte und alles auf den Kopf
stellte. Der Kommissär war im ersten
Augenblick ruhig und laute Verlegen-
heit an seinem Schnurrbart. In die Sache
mit der Wette wollte er jedoch nicht
glauben und kam endlich auf die
schlaue Idee, ich müßte Komplizen
haben.

Zum Glück kam mein Freund, mit
dem ich gewettet hatte, und der der
Kommissär konnte und für mich gut-
sagte. Der Kommissär entschuldigte
sich über den Mißgriff, und ich war
frei.

Die Menge war natürlich sehr ent-
täuscht. Sogleich hatten sich zwei
Parteien gebildet. Die eine behauptete,
ich hätte meine Befreiung nur
Schlebung oder freimaurerischen Ein-
flüssen zu verdanken, die andere
„Mangel an Beweisen.“

Uebrigens war damit die Geschichte
nicht abgetan. Am anderen Morgen
kündigte mir mein Hauswirt die
Wohnung. Grund: weil ich in sei-
nem Hause einen Standa verurteilt
hätte.

Das tat mir damals sehr leid. Ich
liebte meine kleine Wohnung, in der
ich mich wohl und glücklich fühlte,
aber was sollte ich machen, ich mußte
ziehen.

Auch die Zeitungen bemächtigten
sich dieser Angelegenheit, und mein
Bureauchef im Ministerium, der von
meiner Verhaftung gehört hatte,
lachte zwar herzlich, aber erklärte mir
dann sehr ernst:
„Sie haben eine große Dummheit
gemacht! ... Das Publikum ist so
wie so schon der Meinung, daß die
Angestellten nicht genügend Ernst für
ihren Posten haben. Jedenfalls haben
Sie unsere Verwaltung kompromittiert.
Machen Sie sich darauf gefaßt,
daß Ihnen am ersten Januar die ge-
wöhnliche Gratifikation entzogen
wird.“

Donnerwetter, dachte ich, das kann
ja gut werden! —

„Zu Hause erwartete mich jedoch
die schönste und größte Ueberraschung.
Ich fand einen Brief von meinem
Schwiegervater vor. Er schrieb mir
folgendes:
„Geheter Herr!

Ich hatte Ihnen die Hand meiner
Tochter Henriette versprochen. Ich
nehme hierdurch mein Versprechen zu-
rück. Niemand kann ein Mensch, der,
wenn auch unrechtmäßig, verächtlich
wurde, ein Pfandmünzer zu sein, in
meine Familie eintreten.“ — Durand.“

Schon, sagte ich mir, das ist auch
kein Unglück, da bleibe ich eben
allein. Aber am Abend, als ich
allein war und über mein Mißgeschick
nachdachte, war mir das Herz doch ein
wenig schwer, daß ich mein Glück so
leichtsinig verscherzt hatte.

... Und meine Herren, wenn ich
den Korb Champagner und das aus-
erlesene Souper wenigstens genossen
hätte! — Nein, mein Freund wurde
drei Tage später in ein anderes Re-
giment versetzt, mußte schleunigst abrei-
sen, und ich ... ich war Reife ...“

Zum Glück kam mein Freund, mit
dem ich gewettet hatte, und der der
Kommissär konnte und für mich gut-
sagte. Der Kommissär entschuldigte
sich über den Mißgriff, und ich war
frei.

Die Menge war natürlich sehr ent-
täuscht. Sogleich hatten sich zwei
Parteien gebildet. Die eine behauptete,
ich hätte meine Befreiung nur
Schlebung oder freimaurerischen Ein-
flüssen zu verdanken, die andere
„Mangel an Beweisen.“

Uebrigens war damit die Geschichte
nicht abgetan. Am anderen Morgen
kündigte mir mein Hauswirt die
Wohnung. Grund: weil ich in sei-
nem Hause einen Standa verurteilt
hätte.

Das tat mir damals sehr leid. Ich
liebte meine kleine Wohnung, in der
ich mich wohl und glücklich fühlte,
aber was sollte ich machen, ich mußte
ziehen.

Auch die Zeitungen bemächtigten
sich dieser Angelegenheit, und mein
Bureauchef im Ministerium, der von
meiner Verhaftung gehört hatte,
lachte zwar herzlich, aber erklärte mir
dann sehr ernst:
„Sie haben eine große Dummheit
gemacht! ... Das Publikum ist so
wie so schon der Meinung, daß die
Angestellten nicht genügend Ernst für
ihren Posten haben. Jedenfalls haben
Sie unsere Verwaltung kompromittiert.
Machen Sie sich darauf gefaßt,
daß Ihnen am ersten Januar die ge-
wöhnliche Gratifikation entzogen
wird.“

Donnerwetter, dachte ich, das kann
ja gut werden! —

„Zu Hause erwartete mich jedoch
die schönste und größte Ueberraschung.
Ich fand einen Brief von meinem
Schwiegervater vor. Er schrieb mir
folgendes:
„Geheter Herr!

Ich hatte Ihnen die Hand meiner
Tochter Henriette versprochen. Ich
nehme hierdurch mein Versprechen zu-
rück. Niemand kann ein Mensch, der,
wenn auch unrechtmäßig, verächtlich
wurde, ein Pfandmünzer zu sein, in
meine Familie eintreten.“ — Durand.“

Schon, sagte ich mir, das ist auch
kein Unglück, da bleibe ich eben
allein. Aber am Abend, als ich
allein war und über mein Mißgeschick
nachdachte, war mir das Herz doch ein
wenig schwer, daß ich mein Glück so
leichtsinig verscherzt hatte.

... Und meine Herren, wenn ich
den Korb Champagner und das aus-
erlesene Souper wenigstens genossen
hätte! — Nein, mein Freund wurde
drei Tage später in ein anderes Re-
giment versetzt, mußte schleunigst abrei-
sen, und ich ... ich war Reife ...“

Als sich König Ludwig von Bayern
in den sechziger Jahren für kurze Zeit
in Paris aufhielt, äußerte er auch den
Bunfuch, Mademoiselle Georges zu
sehen. Die berühmte Künstlerin,
deren Ruhm zeitweise den der Rachel
überstrahlte, lebte, nachdem sie ihr
bedeutendes Vermögen ohne ihre Schuld
verloren hatte, in einer kleinen Pen-
sion sehr zurückgezogen und trat nur
noch bisweilen aus. Obwohl sie do-
mals eine hohe Gebieterin war,
wußte sie sich eine erlaunliche Ju-
gendlichkeit zu bewahren — allerdings
nur für die Bühne, ohne deren Hilfs-
mittel gleich sie einer Ruine. Unglück-
licherweise kam König Ludwig auf
den Gedanken, sie des Morgens in
ihrem Heim zu besuchen. Er war
enttäuscht und erschrocken. Am selben
Abend sah er sie jedoch im Theater
von Bourgogne in der Tour de Nes-
les, und der König konnte kaum fas-
sen, daß diese lebensprächtige Darste-
lerin daselbe Weib wie die Greisin
am Morgen sein sollte. Er beschloß
sie in ihrer Loge, und mit bitterem
Lächeln erwiderte sie auf seine Kom-
plimente, „was an mir ist, ist jaß,
sogar das Gesicht, das ich trage.“
Tags darauf ließ ihr König Ludwig
einen kostbaren Schmuck überreichen
— der letzte, der der einst so gefeierten
Künstlerin zu Füßen gelegt wurde.
Sie starb einfach und von der großen
Welt vergessen.

Als ich, es war, glaube ich, der
fünfte Tag, in einen Omnibus stieg,
folgte mir ein Herr mit einer Brille,
der mich ostentativ beobachtete. Als
ich ausstieg, stieg er auch aus. Auch
ins Café folgte er mir. Da wußte ich,
daß man mich überwachen ließ.

Es dauerte gar nicht lange, meine
Herrn, da bekam ich vom Polizei-
bureau die Aufforderung, mich zu ei-
ner Vernehmung dort einzufinden.
Da ich aber gerade an dem Morgen
bei meinem zukünftigen Schwieger-
vater in Saint-Denis zum Früh-
stück erwartet wurde, machte ich mich
auf den Weg zum Bahnhof, um den
Zug 11 Uhr 5 noch zu erreichen. Im
Begriff, in ein Abteil zweiter Klasse
zu steigen, wurde ich von vier starken
Händen zurückgezogen. Zwei gehör-
ten dem Mann mit der Brille, der
mich den ganzen Tag beobachtet hatte.
All mein Reden half nichts, ich mußte
mit zur Wache. Das hatte ich nun
nicht gewollt, daß es soweit kam, aber
was sollte ich machen, es blieb mir
nichts anderes übrig als mitzugehen.

Der Kommissär war ein jovialer
Mann. Er nannte mich „altes Haus“
und freute sich richtig, daß man mich
noch zur rechten Zeit erwischt hatte,
bevor ich hätte ins Ausland entflie-
hen können.

Ich machte ihm klar, daß ich nach
Saint-Denis zu meinem Schwieger-
vater wollte und daß auch mein Bil-
lett dahin lautete. Aber der Mann
ließ sich nicht überzeugen.

Als die Sache anging, mit lang-
weilig zu werden, entschloß ich mich,
zu beklagen, und ich gestand die Wahr-
heit ... Eine Wette? — Was für
eine verrückte Idee. Ein Kommissär
geriet in Zorn und fragte mich, ob
ich mich über ihn lustig machen wollte.
Um mir zu zeigen, wie er meine
Worte auffaßte, befahl er, Haus-
suchung bei mir zu halten.

Unterdessen hatte es sich in meiner
Gegend schon herumgesprochen, daß
ich arretiert worden war, und als ich
mit den Beamten bei meiner Woh-
nung ankam, war alles in Aufregung.
Die Leute hätten mich am liebsten ge-
lächelt.

Räuslich fand man in meiner
Wohnung nicht die geringsten An-
haltspunkte, obwohl man die Wände
abdrückte und alles auf den Kopf
stellte. Der Kommissär war im ersten
Augenblick ruhig und laute Verlegen-
heit an seinem Schnurrbart. In die Sache
mit der Wette wollte er jedoch nicht
glauben und kam endlich auf die
schlaue Idee, ich müßte Komplizen
haben.

Zum Glück kam mein Freund, mit
dem ich gewettet hatte, und der der
Kommissär konnte und für mich gut-
sagte. Der Kommissär entschuldigte
sich über den Mißgriff, und ich war
frei.

Die Menge war natürlich sehr ent-
täuscht. Sogleich hatten sich zwei
Parteien gebildet. Die eine behauptete,
ich hätte meine Befreiung nur
Schlebung oder freimaurerischen Ein-
flüssen zu verdanken, die andere
„Mangel an Beweisen.“

Uebrigens war damit die Geschichte
nicht abgetan. Am anderen Morgen
kündigte mir mein Hauswirt die
Wohnung. Grund: weil ich in sei-
nem Hause einen Standa verurteilt
hätte.

Das tat mir damals sehr leid. Ich
liebte meine kleine Wohnung, in der
ich mich wohl und glücklich fühlte,
aber was sollte ich machen, ich mußte
ziehen.

Auch die Zeitungen bemächtigten
sich dieser Angelegenheit, und mein
Bureauchef im Ministerium, der von
meiner Verhaftung gehört hatte,
lachte zwar herzlich, aber erklärte mir
dann sehr ernst:
„Sie haben eine große Dummheit
gemacht! ... Das Publikum ist so
wie so schon der Meinung, daß die
Angestellten nicht genügend Ernst für
ihren Posten haben. Jedenfalls haben
Sie unsere Verwaltung kompromittiert.
Machen Sie sich darauf gefaßt,
daß Ihnen am ersten Januar die ge-
wöhnliche Gratifikation entzogen
wird.“

Donnerwetter, dachte ich, das kann
ja gut werden! —

„Zu Hause erwartete mich jedoch
die schönste und größte Ueberraschung.
Ich fand einen Brief von meinem
Schwiegervater vor. Er schrieb mir
folgendes:
„Geheter Herr!

Ich hatte Ihnen die Hand meiner
Tochter Henriette versprochen. Ich
nehme hierdurch mein Versprechen zu-
rück. Niemand kann ein Mensch, der,
wenn auch unrechtmäßig, verächtlich
wurde, ein Pfandmünzer zu sein, in
meine Familie eintreten.“ — Durand.“

Schon, sagte ich mir, das ist auch
kein Unglück, da bleibe ich eben
allein. Aber am Abend, als ich
allein war und über mein Mißgeschick
nachdachte, war mir das Herz doch ein
wenig schwer, daß ich mein Glück so
leichtsinig verscherzt hatte.

... Und meine Herren, wenn ich
den Korb Champagner und das aus-
erlesene Souper wenigstens genossen
hätte! — Nein, mein Freund wurde
drei Tage später in ein anderes Re-
giment versetzt, mußte schleunigst abrei-
sen, und ich ... ich war Reife ...“

Als sich König Ludwig von Bayern
in den sechziger Jahren für kurze Zeit
in Paris aufhielt, äußerte er auch den
Bunfuch, Mademoiselle Georges zu
sehen. Die berühmte Künstlerin,
deren Ruhm zeitweise den der Rachel
überstrahlte, lebte, nachdem sie ihr
bedeutendes Vermögen ohne ihre Schuld
verloren hatte, in einer kleinen Pen-
sion sehr zurückgezogen und trat nur
noch bisweilen aus. Obwohl sie do-
mals eine hohe Gebieterin war,
wußte sie sich eine erlaunliche Ju-
gendlichkeit zu bewahren — allerdings
nur für die Bühne, ohne deren Hilfs-
mittel gleich sie einer Ruine. Unglück-
licherweise kam König Ludwig auf
den Gedanken, sie des Morgens in
ihrem Heim zu besuchen. Er war
enttäuscht und erschrocken. Am selben
Abend sah er sie jedoch im Theater
von Bourgogne in der Tour de Nes-
les, und der König konnte kaum fas-
sen, daß diese lebensprächtige Darste-
lerin daselbe Weib wie die Greisin
am Morgen sein sollte. Er beschloß
sie in ihrer Loge, und mit bitterem
Lächeln erwiderte sie auf seine Kom-
plimente, „was an mir ist, ist jaß,
sogar das Gesicht, das ich trage.“
Tags darauf ließ ihr König Ludwig
einen kostbaren Schmuck überreichen
— der letzte, der der einst so gefeierten
Künstlerin zu Füßen gelegt wurde.
Sie starb einfach und von der großen
Welt vergessen.

Als ich, es war, glaube ich, der
fünfte Tag, in einen Omnibus stieg,
folgte mir ein Herr mit einer Brille,
der mich ostentativ beobachtete. Als
ich ausstieg, stieg er auch aus. Auch
ins Café folgte er mir. Da wußte ich,
daß man mich überwachen ließ.

Es dauerte gar nicht lange, meine
Herrn, da bekam ich vom Polizei-
bureau die Aufforderung, mich zu ei-
ner Vernehmung dort einzufinden.
Da ich aber gerade an dem Morgen
bei meinem zukünftigen Schwieger-
vater in Saint-Denis zum Früh-
stück erwartet wurde, machte ich mich
auf den Weg zum Bahnhof, um den
Zug 11 Uhr 5 noch zu erreichen. Im
Begriff, in ein Abteil zweiter Klasse
zu steigen, wurde ich von vier starken
Händen zurückgezogen. Zwei gehör-
ten dem Mann mit der Brille, der
mich den ganzen Tag beobachtet hatte.
All mein Reden half nichts, ich mußte
mit zur Wache. Das hatte ich nun
nicht gewollt, daß es soweit kam, aber
was sollte ich machen, es blieb mir
nichts anderes übrig als mitzugehen.

Der Kommissär war ein jovialer
Mann. Er nannte mich „altes Haus“
und freute sich richtig, daß man mich
noch zur rechten Zeit erwischt hatte,
bevor ich hätte ins Ausland entflie-
hen können.

Ich machte ihm klar, daß ich nach
Saint-Denis zu meinem Schwieger-
vater wollte und daß auch mein Bil-
lett dahin lautete. Aber der Mann
ließ sich nicht überzeugen.

Täubgelheide.

Von Fritz Vley (Berlin).

„Kümmst ut de Angst, gor nicht
rut,“ heult Jochen, als ihn der Bull-
terier tüchtig auswäscht, „in'n Som-
mer, wenn' t' dunnert und in'n Winter
in'e School!“

Wild wie das Unwetter hinter hef-
tiger Eilung längs der See herge-
fahren kam, ist es vorübergerast. Nun
blitzen die Tropfen in Strahlhalm
und Semannstreu, und die trum-
men Hängebirken, die einfach auf
Täubgelheide hinwachsen, blitzen schön
sauber und frischgebügelt im Abend-
sonnenlicht, das wie geblöte Stich-
flammen unter dem großend abziehen-
den düsteren Gewölfe hervorbricht.

Jochen lachte schon wieder. Wenn
heutzutage mehr Hüttenjunge
sein mag, er ist's gern. So weit der
Himmel blau und die Heide rot ist,
gehört ihm die Welt. Kein Mensch
kümmert sich hier um ihn und nicht
einmal fragt er nach. Wie schön es sich
hier draußen liegt zwischen verblühen-
dem Heidekraut u. dem rot lobenden
Porstle vom Erlengrunde. Mollig, sich
so den trockenen Sand aus dem
Fuchsbau durch die Finger laufen zu
lassen und dem blühenden grünen
Käfer oder dem Flug der Vögel zu-
zuschauen! Meivert! de School, de
School; nich rut kümmst ut de
Angst!“

Jetzt muß Jochen nämlich auch im
Sommer hinein, zweimal wöchentlich.
„Na ja, hat is jo denn of woll
nödig. Wegen Rechnen u Schriewen
u bibelische Geschichte von Zefanjahn
u Habatulen u Meleach'n u ...“

Verdammt! Bengel, was hast Du
dabei zu griefachen? Jochen hat sich
bäuchlings auf seine Jade gelegt, stützt
den Kopf auf die Hände und
trudelt die Barfußsohlen im Abend-
winde. Er kann sich nicht halten, läu-
tet in der Luft mit den Beinen und
muß mit der Sonne lachen. Halbblau
griert er vor sich hin: „Na ja, dat
wier of wedder to dull giffen!“

Der Herr Schulinspektor war da,
der es nicht leiden kann, wenn den
Jungen der Schnabel plattbüßlich
steht, wie beim alten Kantor. Was
hat er gekostet, oh! Und fragte
alles, was Jochen nicht wußte: von
den Königen in Juda, von den Rin-
dern Arons und den Rindern Jsa-
sars und von Zefanjahn u Habat-
tulen und alle den andern, die ein
ordentlicher deutscher Junge kennen
muß, und dann kam die Ditegravie,
die Jochen schon gar nicht leiden
kann, weil das sie „bämlich“ heißt
ohne „h“ schreiben sollen, und was er,
der Herr Inspektor ist, der heißt doch
selber Dehmel mit 'nem „h“! Das
hat Jochen den Jungs in der Jwi-
schensunde verklärt, und Müllers
Krischahn hat gelehrt, und darauf ist
Jochen ein Donnerwetter über den
Kopf gekommen. „Dat wier noch
buller as de Bullterier von vörhen!
Je ja, je ja, kümmst ut de Angst nich
rut!“

„Täub, täub, täub; tütt-tü-
tütt!“

Der Junge dreht den Kopf: „Is
dat soo? Eilig ji all door?“ Das
kommt davon, wenn einer mal einen
Tag lang nicht auf Posten ist! Wahr-
haftig, sie sind da, alle miteinander
sind sie da, die großen Täubvögel, nach
denen die Gänse hier ihren Spottna-
men hat. Ist ja auch ihre Zeit! Al-
jährlich im August versammeln sie
sich hier an der Küste, die großen
Brachvögel oder Kronschnepfen, wie
sie in der Schule heißen. Aus dem
Norden kommen ihre Scharen u. von
den Wiesen und Lachen im Binnen-
lande, wo sie gebrütet haben, kommt
Flug um Flug herbeiziehend. Und
einer kann immer schöner wie der an-
dere: Täub, täub, täub-tü-tü! Mit
abnehmendem Tonfall im Rufe klapp-
ten dort ein Alter die weißspannen-
den Flügel hoch zusammen, stellt
niederschwebend die langen Ständer auf
den Sand u. drückte sich dann langsam
mit den Füßchen zu. Und dann pöht
er sich mit dem gebogenen Langsch-
nabel, rufft sich den kurzen weigrauen
Stoff zurecht und streicht sich das
Brustgefieder glatt.

Jochen kennt das alles. Und kennt
auch die herrlichen Fildensau, die
nachts um diese Zeit die übers Meer
herbeiziehenden Geschwader der
Brachvögel herabschicken, ehe sie selbst
sich niederlassen zu den Gefährten auf
der Täubgelheide. Er kennt sie aus
den Wiesen her, wo sie im Frühling
im Balsfluge wetteifern mit den
mehrderten Himmelsziegen, den Be-
tassinen, und kennt auch das Jugend-
kleid ihrer halbflüchtigen Jungen, die
er oft in der Wogmarah zwischen
Segelstengeln und Binsen getroffen
und dann wieder laufen gesehen hat.
Dort brüten sie. Aber ihre Lust und
Geliebte, daß ist die freie Valise am
raufgehenden Meere, der Strandhoyer
in den Dünen, wo sie die Riesenohr-
wämer aus ihren Sandbüschen
herausholen, die sonnenverbräunten
Delibieren am Dünenrande. Aus
Schweden kommen jetzt auch die Re-
genbrachvögel; die treten aber in
keinen Trupp auf und sind auch am
heilen Mittelstreifen auf dem Kopfe
zu kennen. Na, überhaupt, der Re-
genpfeifer ist ja viel schmächtiger als
unser großer; das man doch! Der
Derr Kantor meint, sie seien schwer
zu unterscheiden. Aber man kennt sie

doch an der Stimme, der Regen-
pfeifer trillert und unferer flötet.
Das weiß doch jeder Hüttenjunge! Man
muß nur mal gehört haben, wie so
ein Großer sein Weibchen sucht oder
wie er klagt, wenn nach ihr geschof-
fen ist! Ach-gott, ach-gott, klingst das
kläglich „Täub, Täub, täub-tü!“
Jochen kann das sein nachmachen und
lockt sie immer dicht an sich heran.
Namentlich wenn er liegt, haben sie
gar keine Scheu vor ihm. Aber so-
bald er sich rührt und sie merken, daß
sie genarrt werden, stoßen sie ihren
Warnruf aus: Täub, tüb, tüb,
tüb! Und dann geht es in hohen
Wogen um den Störenfried herum.

Ja, wenn einer so die hellen lauen
Nächte hier draußen liegt bei seinem
lieben Vieh, da lernt er was auf Täub-
vogelheide! Das Trompeten der Kran-
chen und das Schwingenrauschen der
Schwäne, das so feierlich klingt. Jo-
chen kennt auch ein Lied, das die
Großmutter sang von „drei Schwa-
nen ut Norrlands Königsgoren“;
aber singen mag er das nicht, nur
flüsten tut er es still und sachlich
eben vor sich hin. Singen ist ihm zu
schamierlich!

„Nu kiet eens den Rader, helt all-
wedder een!“ Richtig, da rennt der
grüne Lauffäher mit einer Fliege in
den scharfen Zangen seinem Loche zu.
Das Unwetter hat sich nun verzogen.
Der Sand der Dünen glänzt wie
matt Sammet, es will